

Thema: LEHRE UNS BEDENKEN ...

gehalten von Pfr. Daniel Eschbach am 24.11.2019 in der EMK Adliswil

Liebe Gemeinde,

Wissen Sie, ob bzw. wie klug Sie sind? Kennen Sie ihren IQ (→ Intelligenz-Quotient)? Das ist das Ergebnis von Tests (es gibt unterschiedliche davon), bei denen man in vorgegebener Zeit bestimmte, oft knifflige Aufgaben lösen muss. Die Auswertung ergibt dann so eine Zahl. Zwischen 90 und 100 gehört man zum Durchschnitt. Je höher der IQ ist, desto gescheiter ist man. Ab 130 gilt man als hochbegabt, ab 160 ist man wohl ein Jahrhunderttalent und jenseits von 170 Na ja, nicht so wichtig. Es ist ja umstritten, wie präzise ein IQ-Test die tatsächliche Intelligenz und Lebensstauglichkeit eines Menschen abbildet. Schliesslich geben auch Höchstbegabte bisweilen ganz Dummes von sich. Möglicherweise stellen sie sich im normalen Alltag höchst ungeschickt an (vgl. die US-TV-Serie ‚The Big Bang Theory‘; sie spielt mit diesem Phänomen und war 12 Jahre lang eine der erfolgreichsten TV-Produktionen weltweit). – Andererseits werden auch sehr bedenkenswerte Worte/Gedanken von Menschen tradiert, die in einem IQ-Test vielleicht unterdurchschnittlich abschneiden würden.

Ich kenne meinen IQ nicht! Das lässt mir einerseits ein wenig Freiraum, von eigener grosser Weisheit zu träumen 😊. Andererseits wüsste ich deswegen noch nicht, wie klug ich wirklich bin. Ein IQ-Test erfasst zuviele wesentliche Aspekte gar nicht, z.B. die sogenannte ‚emotionale Intelligenz‘. Oder auch die Spiritualität, welche u.U. stark beeinflusst, wie ein Mensch sein Leben meistert.

Was macht Klugheit/Intelligenz aus? Die Bibel hat da ihre eigenen Ansichten. Psalm 90,12 nennt ein einziges – vielleicht zunächst überraschendes – Kriterium:

(12) Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden.

Klug wäre demnach, wer sich seiner Sterblichkeit bewusst ist, wer den Gedanken an den (eigenen) Tod nicht ausklammert. Wenn wir diesen Massstab anlegen, gibt es womöglich viel weniger kluge Leute als man annehmen möchte.

I. UMGANG MIT DEM TOD IN UNSERER GESELLSCHAFT

Den Gedanken an den eigenen Tod verdrängen nämlich viele weitgehend. Dabei werden wir mit Nachrichten und Bildern von Toten und Sterbenden geradezu überschwemmt werden. Aber wer lässt das schon ganz an sich heran. Viele Menschen weichen aus, zappen von der Tagesschau weg zur nächsten Soap Opera oder stellen wenigstens den Ton ab. Wir lassen die schlechten Nachrichten nicht an uns heran und solange es geht, tun wir, als wären wir vor Krankheiten und Unfällen gefeit, als ginge der Tod uns nichts an. – Unsere Gesellschaft tut sich ausgesprochen schwer im Umgang mit dem Tod bzw. der eigenen Vergänglichkeit. Ein paar Beispiele dafür:

- Kürzlich kam es zu einem Shitstorm wegen der Sendung ‚MONA MITTENDRIN‘ auf SRF 1. Sie hatte gezeigt, wie Feuerwehrleute um das Leben eines Mannes mit Herz-Kreislauf-Stillstand kämpften. Leider vergeblich. Er starb, quasi vor laufender Kamera. Von dem Sterbenden war mal ein paar Sekunden lang eine Hand zu sehen. Alles andere war verpixelt. Doch das war vielen schon zu viel. „So etwas geht doch nicht“, empörte man sich in den Social Medias. „Das ist viel zu nahe am echten Tod.“ – Natürlich ist so eine Sendung am TV heikel. Eine Rolle spielen dabei auch Themenn wie der Respekt vor der Intimsphäre einer Person oder der Datenschutz. Dennoch ist das Beispiel verräterisch und zeigt etwas davon, wie krampfhaft unsere Gesellschaft oft darum bemüht ist, das Thema Tod/Vergänglichkeit vom Leben fernzuhalten.
- Im Wartezimmer des Augenarztes blättere ich in der Schweizer Illustrierten und stosse auf eine Homestory über die ehemalige Wetterfee Daniela Schmuki und ihre Familie. Ihr erstes Kind war stark behindert und ist mit viereinhalb Jahren gestorben. Ich lese von den Herausforderungen, die das für die Familie bedeutete und von der riesigen Lücke, die das Kind hinterliess, obwohl es zu Lebzeiten seine Eltern natürlich bis zur Erschöpfung und oft darüber hinaus auf Trab hielt. Und dann der Satz, der mich sprachlos macht. Schon bald nach dem Tod des Kindes hätten Leute – in der Meinung, etwas Tröstendes zu sagen; vielleicht auch fordernd im Sinne von: ‚Jetzt lasst mal los und überwindet eure Trauer – formuliert: *Jetzt könnt Ihr endlich normal Familie sein!* (Der Familie wurde schon vor dem Tod des

ersten ein – kerngesundes – zweites Kind geschenkt; diesen Sommer ist das dritte angekommen) – Als ob das verstorbene behinderte Kind nur ein Störfaktor gewesen wäre und nicht die Familie geprägt, beschenkt und bereichert hätte. Als ob es nicht zum Leben gehört hätte. Als ob es mit seiner Geschichte, seinem Leiden und Sterben nicht ein unersetzlicher Strang der Familien-DNA wäre.

„*Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen ...!*“ – Wer das eben nicht bedenkt, sondern verdrängt oder ausblendet, wird nicht klug, sondern hilflos. Hilflos, wenn sich der Tod dann doch mal unaufhaltbar ins Leben drängt. Unfähig zur Trauer. Und unter Umständen zur echten Belastung für jene Menschen, die Trost suchen – gerade wenn dieser Trost darin bestehen würde, dass jemand mit ihnen weint und die Leere aushält. Man kann oft angesichts des Todes wenig bis nichts sagen. Wer trotzdem viel redet und vermeintlich Tröstliches von sich gibt, zeigt vor allem seine eigene Hilflosigkeit und einen Mangel an Klugheit (bzw. Lebensweisheit)

„*Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden!*“ Wer diesen Rat beherzigen will, steht unter Umständen ziemlich im Gegenwind. Menschen halten den Gedanken an den Tod gerne so weit von sich, wie es nur geht. Ein paar weitere Beispiele:

- Helden sterben nicht: Immer wieder locken die Kinos mit einem neuen Abenteuer von James Bond. Die Figur ist bald 60 Jahre nach dem ersten Film immer noch ein Kassenmagnet. Warum eigentlich? Wohl nicht nur, weil sie individuelle Heldenphantasien anregt. Ich glaube, es hängt vor allem damit zusammen, dass er unverletzlich, ja unsterblich zu sein scheint. Realistisch gesehen kann man in einem ganzen Leben nicht soviel Glück beanspruchen, wie es der britische Agent bereits in den ersten drei Minuten jedes seiner Filme hat. Man gibt sich der Illusion hin: Die Guten sterben nicht.
- Anti-Aging: Menschen geben immer mehr Geld aus, um junglich zu bleiben oder wenigstens zu scheinen. Für Gutbetuchte gibt es Anti-Aging-Kurse mit dem Ziel, mindestens 120 Jahre alt zu werden. Man überspielt / verdrängt das älter werden und meint, damit dem Tod ein Schnippchen zu schlagen.
- Denkmal- und Heimatschutz: Mich irritiert manchmal die hohe Bedeutung, die Heimat- und Denkmalschutz geniessen. Es soll möglichst alles erhalten bleiben, was einmal war ... selbst wenn es längst nicht mehr das Leben fördert. Wieviele Kirchgemeinden z.B. werden in ihren Entfaltungsmöglichkeiten arg beschnitten, weil die Gebäude so bleiben müssen, wie sie ursprünglich waren. Dass z.B. Kirchenbänke der Gestaltung des kirchlichen Lebens heute im Weg stehen können, lässt der Denkmalschutz oft nicht gelten. – Die Folge davon: Früheres darf nicht sterben. Neues kann nicht entstehen ... und die Kirchengebäude entvölkern sich.
- Todesanzeigen: Immer wieder entdecke ich in den Zeitungen Todesanzeigen, in denen das unerwartete Hinscheiden von Hochbetagten beklagt wird. Natürlich ist der Verlust eines lieben Menschen immer schmerzlich. Ich will auch niemandem das Recht auf Trauer absprechen. Aber wer untröstlich und überrascht ist angesichts des Todes des 102jährigen Urgrossvaters, hat doch vorher etwas verdrängt.
- Spitäler: Ich las von einer seit Jahren krebskranken Frau, die sich auf ihr baldiges Sterben einstellt. Manchmal, wenn sie in ein ihr unbekanntes Krankenhaus komme, frage sie beim Einchecken: *"Wie stirbt man eigentlich bei Ihnen?"* und erntet vor allem konsternierte Gesichter. Antworten kriege sie kaum. – Darf nicht einmal in Spitälern das Sterben ein Thema sein?

Menschen wollen offensichtlich nicht wissen bzw. nicht dran denken, dass sie sterben werden. Sie tun fast alles, um es zu vergessen, flüchten vor der eigenen Vergänglichkeit. Sie nehmen dafür in Kauf, der grossen Lebenslüge ewiger Jugendlichkeit auf den Leim zu gehen. Dass man dabei das Leben gerade nicht findet, merken viele erst (zu?) spät. Wer den Gedanken an den eigenen Tod verdrängt, verpasst das Leben. Das ist die Tragik.

Den Gedanken an die eigene Sterblichkeit findet auch der Beter des 90.Psalms nicht gerade erheiternd. Im Gegenteil, er leidet darunter, wie flüchtig das Leben ist. Er sieht das Damoklesschwert des Todes ständig über sich hängen. Doch Verdrängung nützt nichts. Man muss sich der Sache stellen. Hilfe dafür gibt es beim einzigen, der unsterblich ist. Die Ewigkeit (Unsterblichkeit) Gottes und die Vergänglichkeit des Menschen werden einander gegenüber gestellt, bevor Psalm 90 in die Bitte um Gottes gnädige Zuwendung mündet (Wenn Sie Gelegenheit haben, nehmen Sie sich doch gelegentlich noch Zeit, den ganzen Psalm 90 zu lesen).

Ich bleibe bei Vers 12 (Luther 84): *"Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden!"* Die Einheitübersetzung übersetzt näher am hebr. Wortlaut: *"Unsere Tage zu zählen lehre uns! Dann*

gewinnen wir ein weises Herz" (→ Einheitsübersetzung). Und noch einmal anders steht es in der 'GUTE NACHRICHT BIBEL': "Lass uns erkennen, wie kurz unser Leben ist, damit wir zur Einsicht kommen!"

II. AN DEN EIGENEN TOD DENKEN, MACHT KLUG?!

Der Zusammenhang scheint zunächst unlogisch: Warum sollte der Gedanke an die eigene Sterblichkeit etwas Positives bewirken? Er könnte auch lähmen. Macht es nicht depressiv, sich die eigene Vergänglichkeit vor Augen zu halten? Etwa so, wie das Kanninchen, vom Blick der Schlange getroffen, erstarrt und seinem Ende entgegen zittert.

Gegen diesen Einwand spricht: Zur Zeit des AT war der Tod ganz selbstverständlich Teil des Lebens (bzw. der Gesellschaft). Die Menschen waren sich ihrer Vergänglichkeit bewusster als wir heute. Depressiv waren sie deswegen freilich noch lange nicht. Im Gegenteil: Aus vielen atl. Stellen spricht eine grosse Lebensfreude und auch die Einladung, das Leben zu geniessen.

Der Gedanke an den eigenen Tod half den Menschen, dankbarer zu sein und das Leben höher zu schätzen. Sie begriffen es als Gottes Geschenk. Zu wissen, dass das Leben begrenzt ist, macht unsere Tage und Stunden kostbarer. Es geht also nicht darum, die Angst vor dem Tod zu schüren. Sondern die Kostbarkeit unserer Zeit soll uns bewusst werden.

Manche Leute raten, jeden Tag so zu leben, als ob es der letzte wäre. Ich glaube, das hat etwas, so lange wir uns bei dem Gedanken nicht verkrampfen. Es beeinflusst unsere Wertvorstellungen, wenn wir uns überlegen, was unser Tun im Blick auf die Ewigkeit bewirkt. Wir sind weniger gefährdet, uns einseitig für 'irdische Schätze' (vgl. Mt 6,19-21) zu verausgaben. Wir leben besser, wenn wir unsere Beziehungen so gestalten, dass es nichts nachzutragen gilt, wenn wir jeden Abend mit unseren Mitmenschen im Reinen sind (vgl. Eph 4,26f). Es lohnt sich, die Perspektive der Ewigkeit, auf die das Leben zielt, in unserem Alltag einzubeziehen.

An dieser Stelle gäbe es viele Geschichten zu erzählen. Geschichten von Menschen, deren Leben in gewisser Weise begrenzter war als dasjenige anderer und die gerade darum (weil sie sich dieser Grenzen bewusst waren) ein unvergleichlich reiches und erfülltes Leben lebten. Ich beschränke mich auf eine einzige Geschichte.

Vor etlichen Jahren habe ich einen jungen Mann begleitet und beerdigt, der zur Embracher EMK-Gemeinde gehörte. Er litt an einer Muskelschwund-Krankheit (die bei ihm im Alter von 3 Jahren diagnostiziert wurde), die ihn seinen 25.Geburtstag nicht erleben liess. Dennoch hat er viel erlebt und erreicht. Er wurde mir zum leuchtenden Beispiel dafür: In Gottes Händen kann auch wenig (d.h. sehr begrenzte) Zeit sehr erfüllt und reich werden. Es ging ihm ähnlich wie den alten israelitischen Psalmbetern. Wer weiss, dass seine Zeit begrenzt ist, erlebt und füllt sie bewusster.

David – so hiess dieser junge Mann - wusste schon sehr früh, dass seine Zeit begrenzt war. Und entsprechend hat er sie bewusst erlebt und gefüllt – nicht hektisch, aber intensiv. So hat er sich einen reichen Erfahrungsschatz erworben (Reisen, Kommunikation via Internet, Spiele EHC Zug). Das war mit viel Mühe und Anstrengung verbunden. Aber jedes erreichte Ziel weckte neue Dankbarkeit

Gott schenkt uns Zeit. Fragt sich bloss, was wir daraus machen. Für mich hat dieser David genau gelebt, was der Psalmbeter meint mit dem '*bedenken, dass wir sterben* müssen'. Er ist mir zum Ansporn geworden, die mir geschenkte Zeit höher zu schätzen und mehr daraus zu machen.

Angesichts der Flüchtigkeit des Daseins wendet sich der Beter von Psalm 90 an Gott, den Herrn des Lebens. Von ihm erwartet er Hilfe, auch wenn er noch nicht gelernt hatte, über den Tod hinaus zu blicken (Erst spät in atl. Zeit erwachte das Bewusstsein dafür, dass mit dem Tod nicht alles aus ist).

Vom Neuen Testament her können wir genauer benennen, wie Gottes Hilfe in dieser Hinsicht aussieht. Wir bereits ganz zu Beginn des Gottesdienstes zitiert, glauben wir, dass seit Christus der Tod nicht mehr das letzte Wort hat, ja eigentlich gar nichts mehr zu sagen hat (vgl. 1.Kor 15,54b-47). Wir können auch im Sterben nicht tiefer fallen als in Gottes Hand. Selbst im Sterben bleiben wir nicht allein.

Wenn für atl. Gläubige der Tod noch das Ende bedeutete, das Herausfallen aus allen Beziehungen, so hat sich das auf Golgatha geändert. Christi Ruf: '*Mein Gott, warum hast du mich verlassen!*' höre ich als Signal, dass Gott nun selbst in der grössten Einsamkeit angesichts des Todes noch immer da ist.

Das macht es leichter, sich der eigenen Sterblichkeit bewusst zu bleiben. Denn der Tod bedeutet ja nun nicht mehr das Ende. Das Letzte ist die Ewigkeit, die unzerstörbare und volle Gemeinschaft mit Gott. So schreibt Paulus (ich kann diese Predigt nicht anders als mit diesem Zitat abschliessen): "*Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch eine andere Kreatur uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserm Herrn.*"

Amen